

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Leben von Kino.

Von Robert Jacques.

Ich erzähle es, ohne das Geringste hinzuzufügen, umzudeuten oder zu verzieren. Ich erzähle es den Berichten nach, die in den Bodenzeitungen darüber erschienen sind.

In dem Borsdorfer Dorf Bsch tauchte vor einem Vierteljahr ein Unbekannter auf. Unvermittelt, wie er gekommen war, blieb er und verrichtete bei einem Bauern Dienste als Heuer. Jedermann sah, das war von Haus aus seine Arbeit nicht, auch seine Kleider sprachen gegen seine Beschäftigung. In der Tat ging es nicht lange, und als er bei einem anderen Bauern sich um eine Stelle als Knecht bewarb, beschaute sich die Behörde ihn näher. Er konnte keine Papiere vorzeigen, und so brachte ihn der Gendarm nach Bludenz auf die Bezirkshauptmannschaft.

Dort merkte man einestells, daß etwas bei ihm nicht stimmte, und man übermittelte ihn dem Krankenhaus. Aber zugleich zeigte er einen Drang, irgendwie auf bessere Weise tätig zu sein. Deshalb gab man ihn aufs Rathaus, wo er mit kleinen Schreibarbeiten beschäftigt wurde. Inzwischen bemühte sich die Bezirkshauptmannschaft um die üblichen Erhebungen. Diesen Bemühungen stand entgegen, daß er von sich keine Erinnerungen hatte, die weiter als bis zum 24. Juni 1921 zurückgingen. Er konnte nur angeben, daß er an diesem Tage den Schnellzug München—Lindau in Immenstadt verlassen hatte und über Oberstdorf und den Schroffenpaf nach Bsch gewandert war. Sonst wußte er nichts von seinem Leben. Selbst einen Namen konnte er nicht an sich, und der Bezirkshauptmann glaubte schon an einen zweiten Kaspar Hauser. Man hörte an seiner Sprache, daß er aus dem Deutschen Reich war, und man tat das Naheliegende und schob ihn eines Tages über die deutsche Grenze ab. So kam er nach Lindau.

Die Lindauer Polizei stellt ein ausgiebiges Verhör mit ihm an, und der Beamte, der dieses Verhör vornahm, scheint ein Psychologe gewesen zu sein. Statt ihn nach altem Muster ins Gefängnis zu stecken, übergab er ihn einem Nervenarzt.

Der Nervenarzt wußte bald, was die Blocke geschlagen hatte. Er ging den richtigen Weg aufs Ganze. Er versetzte den Unbekannten in Hypnose. Er einflößte ihm einen Namen und brachte die erste Helligkeit in die dunkle Wirnis seines Schicksals. Der Fremde sagte, er heiße Wilhelm Werner und sei aus Düsseldorf. Er erzählte weiter, in Herne sei eine Frau zu ihm ins Abteil gestiegen, diese habe sich seiner Geldtasche und seines Gepäcks bemächtigt und ihm befohlen, nach Immenstadt zu reisen und über die Grenze zu verschwinden.

Auf diese Aussage telegraphierte die Lindauer Polizei nach Düsseldorf, aber es wurde geantwortet, dort sei ein Wilhelm Werner nicht bekannt. Man nahm wieder den Arzt zu Hilfe. Der Arzt, der einen bestimmten Verdacht faßte, wiederholte ihm nun im wachen Zustand die Aussagen, die er in der Hypnose gemacht hatte. Da aber bestritt der Fremde, Wilhelm Werner zu heißen, denn er erinnere sich nicht, diesen Namen jemals gehört zu haben.

Der Arzt versuchte weiter mit Hypnose dem Rätsel zu Leibe zu rücken, und über mehrere Versuche brach, langsam und zäh einen alten Widerstand besiegend, die Wahrheit über den Unbekannten und sein sonderbares Schicksal durch.

Das Folgende kam nun zutage, gemischt aus magischen Menschenkünsten und einem Verbrechen, bei dem nur die Geringfügigkeit der Beute von 2000 Mark von einigem Widerspruch zu sein scheint:

Der Mann hatte im Juni des Jahres eine Geschäftsreise im Rheinland unternommen. Er war Reisender einer Metallwarenfabrik. In der Bahn hatte eine Frau mit ihm ein Gespräch angeknüpft. Er erinnerte sich genau, wie sie aussah. 40jährig mochte sie sein, schwarz, Zigeunertyp, vielleicht eine Stallenerin, fremdländisch auf alle Fälle. Sie hatte einen stechenden Blick.

Diesen Blick übte sie gegen ihn aus. Sie versetzte ihn in einen hypnotischen Zustand. Sie befahl ihm, sein Gepäck, sein Geld und

seine Papiere herzugeben. Dann vertilgte sie in ihm die Erinnerung an seinen Namen, und in verbrecherischer Schlaueit gab sie dem Namen, den sie ihm von jetzt ab anbefahl, die Anfangsbuchstaben des ersten. Denn Taschentücher und Wäsche waren gezeichnet. Die Fahrkarte nach Immenstadt kaufte sie und setzte ihn in den Zug.

„Wie ist denn Ihr wirklicher Name?“ fragte der Arzt.

„Aber den wußte er auch jetzt noch nicht.“

„Stellen Sie sich vor, Sie sind wieder 10 Jahre alt,“ befahl ihm der Arzt, indem er ihn einschläferte. „Merken Sie sich: 10 Jahre! Sie kommen aus der Schule. . . Nicht wahr? Aus der Schule!“

„Ja!“

„Welche Straßen gehen Sie nach Haus?“

Der Befragte nannte einige Straßennamen.

„Wie heißt die Stadt, in der Sie durch diese Straßen gingen?“

„Braunsfeld bei Köln.“

„Sie gehen nach der Schule nach Haus. Sie trennen sich von Ihren Kameraden. Sie stehen vor Ihrer elterlichen Wohnung. Nicht wahr?“

„Ja!“

„Haben Sie dieses Haus in Erinnerung behalten?“

„Ja!“

„War ein Schild mit einem Namen dran?“

„Ja!“

„Was stand auf dem Schild?“

„Riffenfabrik von Gustav Wendland.“

„Hieß Ihr Vater Wendland?“

„Ja!“

„Wie nannte Ihr Vater Sie?“

„Walter!“

„Walter!“

„Sie heißen Walter Wendland?“

„Ja!“

Man drahtete nach Köln-Braunsfeld. Es wurde geantwortet: Walter Wendland sei seit dem 22. Juni vermißt. Er sei beheimatet in Köln-Braunsfeld, wo er bei seinen Eltern wohnte. Die weiteren Erkundigungen brachten nun einen zweiten Teil in diese Kinosgeschichte.

Nachdem Walter Wendland verschwunden war, meldete sich ein Privatdetektiv bei seinen Eltern und bot ihnen an, nach dem Vermissten zu suchen. Er bekam eine größere Summe für seine Bemühungen. Diese Bemühungen schienen Erfolg zu haben, denn er konnte den Eltern nach einiger Zeit mitteilen, daß ihr Sohn Walter an dem und dem Tage in die französische Fremdenlegion eingetreten sei.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß zwischen diesem Agenten und der mit außergewöhnlichen hypnotischen Künsten versehenen Frau zu verbrecherischen Zwecken eine planmäßige Zusammenarbeit verrichtet wurde. Die Mutter Wendlands kam nach Lindau und reiste mit ihrem Sohn nach Bludenz, um etwaige Schulden, die er dort hinterlassen hätte, zu regeln. Sie ging mit ihm auf die Kanzlei, wo er einen Monat gearbeitet hatte. Aber zu der Wahrheit seines wirklichen Daseins zurückgewacht, kannte er keinen der Menschen wieder, mit denen er in seinem Schlaf durch vier Wochen Tag um Tag zusammen gearbeitet hatte. Aus der Geringfügigkeit des Objekts, mit dem das Verbrecherpaar arbeitete, kann man deuten, daß der Anschlag gegen diesen Mann nur der erste Versuch eines aufs raffinierteste ausgestatteten, zeitgenössischen Verbrechertums war. Der Anschlag ist mißglückt und soll bekannt werden.

Aber ist es nicht wirklich wahr, daß das Leben dem Kino Konkurrenz zu machen beginnt?

Welchen Weg mußte nicht die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein!

Heinrich Schliemanns Lebensroman.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags.

Von Dr. Christian Rodegg.

Heinrich Schliemann steht am Beginn der modernen, systematischen Ausgrabungstätigkeit. Er hat Troja aufgedeckt und uns die mythenische Periode der griechischen Vorzeit erschlossen. Die Geschichte seiner Entdeckungen ist ein glänzendes Beispiel menschlichen Scharffinns, menschlicher Energie und Aufopferungsfreudigkeit. Mit dem, was er geleistet hat, steht er in der ersten Reihe der Männer, die sich um die Aufhellung der menschlichen Vergangenheit verdient gemacht haben. Das Erhebende aber in Heinrich Schliemanns Erdengang liegt nicht oder doch nicht allein in dem Lebensabschnitt, den seine erfolgreiche Entdeckertätigkeit ausfüllt. Es enthüllt sich erst aus der Kenntnis seines ganzen Lebens, jener Folge von Geschehnissen, deren jedes von dem einen ihrem Helden von Anfang an vor-schwebendes Ziel abzulenken scheint, und doch wie die einzige Möglichkeit aussieht, um zu diesem Ziel hinzuzuführen. Eine Geschichte, so bunt, daß wir die Phantasie des Erzählers bewundern müßten, der sie erfunden hätte.

Das Verblüffende, das den Erlebnissen Schliemanns innewohnt, tritt klar hervor, wenn man sie auch nur in ihrer nackten Tatsächlichkeit aneinanderreihet. Vor hundert Jahren (am 6. Januar) wurde der Entdecker Trojas als Sohn eines Predigers in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin geboren. Als der Knabe ein Jahr alt war, wurde sein Vater auf die Pfarre von Ankershagen berufen. Es war ein Ort, in dem alte sagenhafte Ueberlieferungen noch lebendig fortlebten! Geister gingen um, Hünen-gräber und zerfallenes Gemäuer barg verlorene Schätze. Dies alles verschmolz sich in dem allen Eindrücken offenen Gemüt des Kindes mit den Geschichten von Herkulanum und Pompeji und von den Helden Homers, die ihm der Vater erzählte. Ein aus der Phantasie geschöpftes Bild des brennenden Trojas, das er in einem Buche fand, hat er nie wieder vergessen, und die Stadt des Priamos aus dem Schutt wieder ans Licht zu fördern, blieb von da ab der Leitstern seines Lebens. Dazu gesellte sich eine schwärmerische Kindertiebe, deren Gegenstand ihm das Leben bald entrückte. Wenn er die Geliebte einst gewinnen wollte, so mußte er reich und selbständig werden, genau so, wie wenn er Homers Welt wieder zum Leben zu erwecken dachte. Träume, wie sie in Kinderjahren wachsen; aber nur das Gemüt eines Kindes konnte sie ein Leben hindurch hegen, nur eine seltene männliche Energie sie zur Verwirklichung führen. Das Leben schien seinen Segen dazu nicht geben zu wollen. Aus Mangel an Mitteln mußte der Sohn die Studien aufgeben. 5½ Jahre hat er in dem mecklenburgischen Städtchen Fürstberg in einem Krämerladen gedient und Heringe und Branntwein verkauft. Eine Verletzung bei der Arbeit, die eine Schwäche der Brust nach sich zog, beendete dieses Leben; Schliemann ging als Schiffsjunge an Bord einer Brigg, die nach Venezuela bestimmt war. Ein Sturm warf das Schiff in Holland an die Küste; eine wohlthätige Hand aus der Heimat ebnete ihm die ersten Schritte, und es beginnt eine Laufbahn, die dem unermüdeten Arbeitenden, der mittels einer selbst-erachteten Methode sich eine europäische Sprache nach der anderen aneignet, vom Laufburschen zum Handelsvertreter und schließlich zum selbständigen Großkaufmann in Rußland emportrug. Als Schliemann so weit war, ließ er durch einen Freund um die nie vergessene Jugendgeliebte anhalten, um zu erfahren, daß sie ein paar Tage vorher die Frau eines anderen geworden war. Erst in reiferem Alter war Schliemann an der Seite einer Griechin, die ihn bei seinen Arbeiten unterstützte, das Glück der Ehe beschlehen. Seine Tatkraft wurde jetzt nur für kurze Zeit gelähmt. Er ging nach Amerika, einen verschollenen Bruder zu suchen, den er jedoch nicht mehr am Leben fand; er dehnte seine Geschäfte mit dem größten Glück weiter aus. Der Hauptteil seines Vermögens schien beim Brand von Memel untergegangen; er wollte sich, kaum niedergedrückt, neuer Arbeit zuwenden, als er erfuhr, daß seine Güter als die einzigen gerettet waren. Und nun begann er, ohne seine praktische Tätigkeit zu vernachlässigen, mit der Verwirklichung dessen, was er immer vor Augen gesehen hatte.

Schliemann war 47 Jahre alt, als er auf Ithaka mit ein paar Arbeitern die ersten Spatenstiche tat. Es hat etwas unsagbar Rührendes, in seiner eigenen Erzählung mitzuerleben, wie er die ersten kleinen Urnen in der Hand hielt, in denen seine Phantasie die Asche des Odysseus und der Penelope sah. Damit beginnt Schliemanns Ausgrabungstätigkeit. In wiederholten Angriffen während der Jahre 1871/73, 1878/79, 1882 und 1890 wurden die Reste Trojas bloßgelegt, dessen wahre Stätte Schliemann von Anfang an erkannt hat. Eine Schicht nach der anderen wurde ans Licht gehoben, reiche Zeugnisse der Vergangenheit gefunden. Schliemanns Phantasie und Verehrung der griechischen Vorzeit beflügelte seinen Scharffinn, und wenn auch erst nach seinem Tode aufgeheilt worden ist, in welcher Schicht man das eigentliche Troja des Priamos zu sehen

hat, so hat doch sein Glaube an die Treue des schwärmerisch geliebten Dichters ihn allen Schwierigkeiten, allen Anfeindungen und allem Spott zum Trost im wesentlichen das Richtige erkennen lassen. Von fast noch größerer Bedeutung waren dann die Ausgrabungen im alten Mykene; Arbeiten auf Ithaka, in Tiryns und Orchomenos gingen nebenher. Schliemann eilte von einer Aufgabe zur anderen; wurde eine verzögert, so nahm er eine andere in Angriff. Er war in der Welt bekannt und berühmt geworden; zu seinen Helfern und Beratern, unter denen Birchow und Wilhelm Dörpfeld hervorragten, gehörten Gelehrte aller Kulturnationen. Seine Bücher gingen in alle Länder. Sein gastfreies Haus in Athen, im Angesicht der Akropolis, sah Gäste aus allen Zonen. Der Weltbürger hat den größten Teil der von ihm gefundenen Schätze trotzdem seinem alten Vaterland zugeführt. In den letzten Jahren seines Lebens ließ eine Fahrt nach Aegypten wieder neue Probleme auftauchen. Eine schwere Ohrenoperation konnte den Rasstosen auf seinem Flug durch Europa, von Museum zu Museum, kaum aufhalten. Infolge der Vernachlässigung des Leidens griff die Krankheit aufs Gehirn über. Schliemann lag in Neapel bewußtlos und starb dort am 27. Dezember 1890.

Man könnte um diese Geschichte einen Abenteuerroman schreiben, der jede Hintertreppe erobern müßte, und einen Bildungsroman, wie sie nach Art des „Wilhelm Meister“ und des „Grünen Heinrich“ in unserer erzählenden Literatur leben. Man könnte sie als Film laufen lassen. Vielleicht aber wäre die Wirkung doch am größten und am tiefsten, wenn man sie in der Einfachheit, in der sie Heinrich Schliemann in seiner Autobiographie erzählt, zu Tausenden unseren Heranwachsenden in die Hände gäbe.

Mensch zu Mensch.

Menschen, Menschen alle, streckt die Hände
Ueber Tere, Wälder in die Welt zur Einigkeit!
Daß sie Herz zu Herzen sende:
Neue Zeit!

Starke Rührung soll aus Euren Aufenhalten
Fluggleich wellen um den Erdeboll,
Mensch-zu-Menschen-Liebe glühe, froh verhalten,
Ueberall!

Was gilt Westen, Süden, Nähe, Weltsein,
Wenn Euch Eine weltentzerrte Seele millionenfällig!
Euer Mutter-Erde-Blut strömend Ich- und Jenseit
Ueberwältigt!

Menschen! Alle Ihr aus einem Grande,
Alle, Alle aus dem Ewig-Erde-Schoß,
Reißt Euch fort aus Geldkampf, Krieg, der Stein- und Runderde:
Werdet wieder kindergroß!

Menschen! Alle drängt zur Herzerbereitschaft!
Drängt zur Krönung Euer und der Erde!
Einiggroße Menschheitsfreunde, Welt- und Gottgemeinschaft
Werdet!

Gezigt Engels. „Rhythmus des neuen Europa“
(Eugen Dieberichs, Jena).

Das Kind und die Strafe.

Von William Stern.

William Sterns in seiner Art klassisches Werk über die „Psychologie der frühen Kindheit“, das lange vergriffen war, ist soeben in 2. Auflage erschienen (Quelle u. Wener, Leipzig, geb. 34, geb. 40 M.). Der Verfasser hat darin seine und seiner Frau jahrelangen Beobachtungen an ihren drei Kindern wissenschaftlich verwertet und damit für Pädagogen wie Eltern fruchtbar gemacht.

Das schöne Wort Schleiermachers „Die Strafe muß eine abnehmende Größe in der Erziehung sein“ gilt ontogenetisch und phylogenetisch. Im Leben des einzelnen Kindes hat mit steigendem Alter mehr und mehr das negative Erziehungsmittel der Strafe hinter den positiven — Beispiel Suggestion, Willensbildung, Belehrung, Anleitung zu eigenem Urteilen — zurückzutreten; demnach wird die Frühpädagogik gewisser Strafmittel am wenigsten entraten können. Im Leben der Menschheit aber ist die Einschränkung des Strafens geradezu ein Index für die Höhe der sittlichen Kultur; darum wird heute weniger und verständiger gestraft als in früheren Jahrhunderten, in höher kultivierten Schichten weniger als in niedrigeren. Betrachten wir kurz, unter welchen Umständen Strafen in der früheren Kindheit nötig sind und in welcher Form sie den Forderungen der psychischen Wirksamkeit und pädagogischen Berechtigung am besten entsprechen.

Befrafung ist zunächst unentbehrlich, um unzumutbaren Handlungen zu begegnen, deren Zweckwidrigkeit das Kind nicht verstehen und würdigen kann. Gründe der Gesundheit, der Sauberkeit, der Ordnung und der Sparsamkeit, Hausvorschriften und Polizeivorschriften verlangen, daß die Betätigungen, welche das Kind in ahnungsloser Ravoltät zu vollführen geneigt ist, mit der Marke „un-

erlaubt" versehen werden. Das Kind soll nicht am Finger lutschen, nicht häßliche Grimassen schneiden, nicht die eben gesäuberte Stube beschmutzen usw. Und da das bloße, wenn auch ständig wiederholte Verbieten bei der Bergeshöhe des Kindes und seinem Aufgehen im Gegenwartsaffekt nicht ausreicht, so müssen stärkere Hemmungsmechanismen geschaffen werden durch assoziierte Unlustaffekte. Hier hat also die Strafe noch keine moralische Bedeutung, sondern bloß abschreckenden Zweck; sie soll künstlich eine ähnliche Wirkung erzeugen, wie sie in natürlicher Form durch den Satz „Gebranntes Kind scheut das Feuer" gekennzeichnet ist. Dies Ziel der Abschreckung kann freilich dadurch leicht illusorisch gemacht werden, daß mit der Strafe nicht sparsam umgegangen wird.

Ein zweites Strafmotiv liegt vor beim Zusammenstoßen von Erzieherwillen und Kindeswillen. Die Ueberwindung des kindlichen Eigenwillens und Trohens ist erforderlich, nicht nur, weil das Ziel des Erzieherwillens durchschnittlich das Wertvollere ist und gerade im Interesse des Kindes erreicht werden muß, sondern auch deshalb, weil das Kind zur Selbstbeherrschung und zur Fügung unter eine Autorität fähig werden muß. So ist auch hier Bestrafung nicht zu vermeiden. Freilich möge man sich dessen bewußt bleiben, daß auch Eigenwillen und Auflehnung nur Zerrbilder einer an sich wertvollen Anlage des Kindes, nämlich seines Selbstständigkeitsstrebens sind; und da die Erziehung zum Gehorsam nicht Selbstzweck, sondern nur Vorbereitung und Vorbedingung für die höheren Zwecke: der Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit ist, so hüte man sich, aus der Bekämpfung des Eigenwillens eine Erötung des eigenen Willens zu machen. Selbst für die frühe Kindheit darf Kadavergehorsam und mechanisch funktionierender Drill nicht als Anbegriff der Erziehungsziele gelten.

Das dritte Objekt der Bestrafung endlich sind solche Handlungen, die als Anzeichen minderwertiger Charakterzüge — der Raschhaftigkeit, der Unaufrichtigkeit, der Grausamkeit usw. — aufzufassen sind. Hier hat die Strafpädagogik besondere Vorsicht zu üben. Zunächst nämlich ist es schon irreführend, beim kleinen Kinde von „Charakterzügen" zu sprechen. Wohl bringt das Kind gewisse Anlagen mit, aber diese sind ursprünglich noch nicht eindeutig determiniert, sondern entwickeln sich erst nach dieser oder jener Richtung zu dauernden Eigenschaften. Unter den mitwirkenden Umgebungseinflüssen aber ist die Strafe selbst einer der bedeutendsten. Sie kann bei zu großer Häufung und Härte dem Kinde das einzige ihm zur Verfügung stehende Abwehrmittel, die Geheimhaltung und Beugnung, nahelegen und so die Neigung zur Verstecktheit und Verstocktheit erst erwecken oder zum mindesten verstärken. Unpädagogische Bestrafung fördert also unter Umständen das, was sie bekämpfen soll.

Eine weitere Schwierigkeit für die Bestrafung moralwidriger Handlungen liegt in der Deutung dieser Handlungen. Denn der Erwachsene beurteilt nur gar zu leicht das Tun des Kindes nach dem Maßstabe seiner eigenen Moral, nennt z. B. Lüge, was den äußeren Anschein der Unwahrheit trägt, und gibt sich nicht davon Rechenschaft, daß die psychologischen Bedingungen dieser Erscheinung beim Kinde völlig andere sein können, als er sie aus der Psyche der Erwachsenen kennt. Hier führt also mangelnde psychologische Erkenntnis zu einem verfehlten Rigorismus, der vom Kinde Tugenden fordert, zu denen es noch gar nicht fähig ist und ihm Laster vorwirft und anrechnet — mit denen es durch diese Vorhaltungen zum Teil erst verfrüht bekannt gemacht wird. Wie viele Kinder würden noch lange im Paradieseszustande der Lügenfremdeheit durch die Welt gehen, wenn ihnen nicht vorzeitig durch den Verdammungspruch „du lägst ja!" erst aufgebrängt worden wäre, daß es so etwas wie Lüge gibt.

Till Eulenspiegel.

Ich weiß nicht, warum wir über Till Eulenspiegel lachen! Er war traurig, wenn er einen Berg herunterschritt, weil er bereits die Mühe, die ihm das Ertrinken des nächsten Beroes bereiten würde, ahnte, und er freute sich, wenn er aufwärts stieg, auf die leichtbeschwingte Wanderung ins Tal hinab.

Zittern wir nicht bei schönem Wetter vor jeder dunkel aufdräuenden Wolke, und gewährt uns an Regentagen nicht der hoffnungsvolle Gedanke Trost, daß es doch nicht immer so bleiben könne?

Erfüllt es uns nicht mit Trübsal, wenn wir ein schönes Buch lesen, daß unsere Genießensfreude bald zu Ende sein wird?

Freuen wir uns nicht die trübe Wertagswoche lang auf den Frieden des Sonntags, den uns dann die Sicht in das Grau der Zukunft wieder vergällt?

Ich weiß nicht, warum wir über Till Eulenspiegel lachen!

Rud. Julius Lehner.

Kopf hoch, es wird schon werden.

Von Hans Klabauiermann.

Der Anbruch des Jahres 1922 ist auch diesmal an der dafür klassischen Stätte, der Friedrichstraße, würdig gefeiert worden. Sie hatte ein besonders festliches Kleid angelegt. In dem engen Teil zwischen der Behrenstraße und Unter den Linden war sie breit und in dem breiten Teil war sie eng. In sinniger Weise wird die Friedrichstraße abschnittsweise in Baugruben verwanbelt, in die zum Zeichen der Echtheit ab und zu Menschen und Pferde hineinstürzen — durch die Bretter hindurch. Es geht das Gerücht, die Bauleitung wolle dabei künstig von der Verwendung von Zigarrentistenholz absehen, da sie Eierkisten billig erworben habe. Zwischen Leipziger und Bägerstraße war also diesmal der Abschnitt mit Brettern und Modder ausgeschmückt. Die Menge quetschte sich erwartungsfroh durch die gütigst gelassene Spalte und sah die Veranstaltung richtig als Symbol auf. Bei Beginn des neuen Jahres strammt Hoffnung die Brüste, daß an der Jahrhundertwende die Nord-Süd-Bahn fertig ist. Wenn sich alles so glücklich weiter entwickelt wie jetzt, wird eine Fahrkarte Belle-Alliance-Platz—Wedding 5000 Mark kosten. Obwohl also die Vorbedingungen zu lustiger Begrüßung des neuen Jahres gegeben waren, kam die schöne herzige Berliner Klamauffstimmung doch nicht recht auf. Der Sylvesterrummel verhielt sich zu dem in Vorkriegszeiten üblichen wie ein Staatsprozeß gegen Rechtsputzschisten zu einem gegen Linksgerichtete. Die Papiertrompete ist willig, aber die Lunge ist schwach. Und Papierschlangen sind auch gemein teuer. Immerhin waren einige Hundertschaften der Schupo in Bereitschaft. Dennoch wollte der Hauptul nicht kommen. Früher wurden die Blauen, die den guten militärischen Geist atmeten und Zug in den Knochen hatten, alle fünf Minuten vom Dienstgrimm gepakt, so daß am Neujahrsmorgen eine Legion Verhafteter den Sieg der Ordnung über den Uebermut verkörperte. Diesen Hauptspañ machten also die Grünen nicht mit, was die Felerlichkeit des Ereignisses stark beeinträchtigte. Nicht einmal berittene Schupopolizei war da. Sogar wäre in der Monarchie nicht möglich gewesen. Pferde hatten an der Feier aber doch teilgenommen, nur in weniger lebhafter Form. Alle 50 Schritt stand nämlich ein fliegender Händler mit heißen Wienern aus echtem Kind- und Schweinefleisch.

Trotzdem wollen wir nicht so trübetimpelig in die Zukunft blicken wie der Beitarbeiter der „Deutschen Tageszeitung", der über die unselige Erfüllungspolitik stöhnt. Wenn er sein sorgenvolles Haupt über einen Lapp heute neugekostenes Bockler stülpt, wird sein Grimm über Wirth und Rathenau — hoffentlich, ach, hoffentlich — verläuseln. Und außerdem wird ihm noch ein Stein vom Herzen fallen. Den angestregten Bemühungen erster Diplomaten ist es nun doch gelungen, Andraesen zur Annahme des Kampfes mit Breitensträter zu bewegen. Es geht entschieden vorwärts!

Die deutsche Wirtschaft könnte übrigens auch sofort auf eine hoffnungsvollere Zukunft rechnen, wenn sie sich die Praktiken der bekantlich von jetzt ab zu neuzeitlichem Geist reformierten Post zu eigen machte. Das Straßporto braucht bloß, in der Geschäftswelt eingeführt zu werden. Ich schreibe einen 30 Gramm schweren Brief nach Görlich und senke ihn, mit 80 Pfennig besetzt, am 31. 12. 21, 11 Uhr 40 abends, in den Kasten am Amtsgebäude des Postamts W. 66. Der Brief kommt nicht in Görlich an, dafür habe ich aber 40 Mark Straßporto zu zahlen, weil ich so liebenswürdig war, den Absender anzugeben. Das nenne ich gefunden Geschäftsgeist. Geschafft muß das Geld werden, sonst flucht die Sache nicht. Im Geschäftsverkehr sollte man das nachahmen. Zum Beispiel: Herr Giesberts kauft im Blumenladen einen Strauß, mit der Weisung, ihn sofort seiner Braut zu übersenden, und bezahlt dafür 20 Mark. Das Blumenfräulein ist schlampig und vergißt die Bestellung. Inzwischen haben sich die Blumenpreise hochentwickelt. Die Braut kriegt nun keinen Strauß, dafür wird er aber Herrn Giesberts übersandt, und er zahlt dafür 110 Mark Straßpreis. Vorausgesetzt, daß die Blumen nicht mit der Post befördert werden. In diesem Fall wäre es noch teurer.

Diese Reform des privaten Geschäftslebens ist ebenfalls auf dem Marsch. Wir hören, Stinnes, der alles Mögliche kauft, weil die Industrie bekantlich Not leidet, hat in Batavia eine Eisenbahnwagen-Fabrik aufgemacht. Sogar nennt man Umstellung der Wirtschaft. In Hinterindien wächst der Kaffee, in Europa wird er getrunken. Diese Erfahrung hat sich Stinnes offenbar zunutze gemacht. Da Europa Wagen braucht, müssen sie in Hinterindien gebaut werden. Ist Herr Stinnes weiter so tüchtig, so wird der Tiergarten bald in eine Kaffeepflanzung verwanbelt, und an den Bäumen im Lustgarten werden sich Affen schunkeln. Jetzt wird uns auch klar, wozu Stinnes soviel Zeitungen kauft. Wir hatten allerdings längst vermutet, daß sie für hinterindische Eingelorene berechnet sind.

Die Sprache der alten Gewerbezeichen. Das weitestgehende Barbierbecken, die weiße Schürze über dem Stuhl, der vergoldete Stiefel — mit oder ohne Sporen — das sind wohl noch die einzigen Geschäftszeichen, die sich aus alter Zeit in die so ganz andersartige Gegenwart der modernen Großstadt hinübergerettet haben. In kleinen Städten und gar auf Dörfern ist das noch ganz anders. Hier reden diese Zunftsymbole und Gewerbezeichen noch immer ihre gemütliche anschauliche Sprache und zeugen von den einfachen und anspruchslosen Formen, in denen früher die Kellame wandelte. Von diesen ehrwürdigen Resten der vergangenen Zunft herrlichkeit plaudert Paul Hundt in „Leber Land und Meer“.

Die Handwerker kennzeichneten von altersher ihre Häuser mit den wichtigsten Gegenständen, die sie herstellten, die Schuhmacher mit einem Stiefel, die Schlosser mit einem Schlüssel, die Kaufleute mit ihren Hauptwaren, der Krämer mit einem Zuckerhut, der Buchhändler mit einem Buch. Auch heute noch findet man hier und da den roten oder weißen oder vergoldeten Zylinderhut als Zeichen des großstädtischen Hutgeschäftes. Die Riesenzigarre, die den Tabakladen anknüpft, ist nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich noch vielfach zu finden. Die Zeichen der Sattler, Böttcher und Kupferschmiede sind uns noch in kleinen Städten erhalten, so der aus Blech gefertigte oder als Bild ausgeschnittene Sattel mit Steigbügeln, das Fäßchen und der kupferne Kessel. Wagenbauer bringen an ihren Häusern eine Miniaturkutsche an, während sich der Stellmacher mit einem kleinen Rad begnügt. Bei Schmieden und Schlossern sind Hufeisen und Schlüssel meist an kunstvollen Aufhängern befestigt, wie ja überhaupt diese schön geschmiedeten Arme der einzelnen Geschäftszeichen zum Teil wertvolle Denkmäler des alten Kunstgewerbes sind.

Zu den „redenden Zeichen“, die über Geschäft und Gewerbe hinaus irgendeine Mitteilung machen, gehört neben der weißen Schürze über dem Stuhl, die frische Wurst oder frisches Schlachten beim Fleischer ankündigt, der Reisigbüsch an der Stange, der in Wien und Süddeutschland anzeigt: „Hier wird Heuriger (Neuer) verschent“. Der Busch wird bisweilen durch eine Handvoll Stroh oder ein Bündel Hobelspäne ersetzt. Viel bekannter aber ist der „grüne Kranz“, nach dem so manches Wirtshaus heißt, und der nicht selten als Wirtshausymbol durch einen Kranz aus Blech und Schmiedeeisen ersetzt ist.

Moderne Wikingerfahrten. Wir stammen über die Kleinheit der Fahrzeuge, auf denen die großen Entdeckungsfahrten früherer Jahrhunderte vollbracht wurden: Die „Drachen“ der Wikinger, mit denen diese Island, Grönland und Nordamerika erreichten, waren etwa 25 Meter lang und 5 Meter breit, Columbus Flaggschiff war 150 Tonnen groß, Magalhães, des ersten Weltumseglers, größtes Schiff 130 Tonnen, und Drake, des berühmten englischen Seeräubers und Entdeckers, „Pelikan“ 100 Tonnen, sein kleinstes Schiff sogar nur 15 Tonnen groß. Aber auch in der Gegenwart vertrauen sich seelundige Forschungsreisende noch winzigen Schiffen zu großen Fahrten an. 1912 wurden fast gleichzeitig zwei Polarfahrten auf nur 32 Tonnen großen, 17—18 Meter langen Schiffelein angetreten. Fridtjof Nansen besuchte auf der „Fram“ von Norwegen aus die Barentsinsel und Spitzbergen, und der französische Kapitän Kallier du Baty stach mit der „Curieuse“ von Cherbourg aus zu einer Weltumseglung in See, die ihn in fünf Jahren durch den Atlantischen und den südlichen Indischen Ozean nach Australien, zurück durch den Stillen Ozean und den Panamakanal nach Europa führen sollte. Ueber beide Fahrten ist erst in diesem Jahre etwas bekannt geworden; über Nansens Reise durch sein hübsches Buch „Spitzbergen“, über Kallier du Batys Fahrt gelegentlich der Verleihung des Herbst-Journet-Preises an ihn durch die Pariser Geographische Gesellschaft. Nansens Fahrt war die ungleich kleinere und auch weniger gefährliche von beiden; was es aber bedeutet, in einer solchen Nusschale einen tüchtigen Sturm durchzumachen, darüber möge man in seinem Buche nachlesen. Kallier du Baty mußte seine Reise nach zweijähriger Dauer bei Kriegsbruch in Australien unterbrechen; es war ihm aber vorher gelungen, die Kenntnis des antarktischen Kerguelen-Archipels sehr zu verbessern und namentlich mehrere gute Zufluchtsstätten aufzufinden, die in den durch ihre plötzlich eindrehenden Stürme berüchtigten Gewässern sehr vonnöten sind.

Gesundheitspflege

Kauen und Verdauen. Ueber die heute mehr denn je für die Ernährung wichtige Tätigkeit des Kauens stellt M. Ficker in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ sehr beachtenswerte Beiträge auf.

1. Bei defekten Zähnen so schnell wie möglich zum Zahnarzt! Ist ein teurer Weg, der sich aber bezahlt macht. Jeder Zahn hat seinen Zweck. Jede Vernachlässigung der Zähne rächt sich bitter.

2. Zähneputzen früh! Zähneputzen vor dem Schlafengehen! Außerdem nach jeder Mahlzeit den Mund mit Wasser ausspülen! Wer diese drei Ratsschläge von Jugend auf befolgt, wird den Zahnärzten nicht viel zu verdienen geben. Aber man muß früh anfangen. Wenn man Kindern Süßigkeiten gibt, so sollte man stets die Bedingung daran knüpfen: „Aber

hinterher Mund ausspülen!“ Eine Mutter, die ihrem Kinde vor dem Schlafengehen Süßigkeit oder Gebäck gibt, ohne hinterher noch gründlich Zähne putzen und Mund spülen zu lassen, handelt so unvernünftig, daß wir sie nicht zu bemitleiden brauchen, wohl aber tun uns die Kinder leid, die in ihrer Ernährung, Entwicklung und Schönheit dadurch Schaden erleiden.

3. Gebt den Kindern auch harte Sachen, hartes Brot usw. Arbeit stärkt Muskeln und Knochen! Auch die Kauarbeit kräftigt die Kaumuskeln, die Kiefer und die Zähne.

4. Sorgfältig kauen! Nicht hastig essen! Wer gut und ruhig kaut, kommt mit weniger aus! Man kann es heute überall beobachten, daß das Essen hastig heruntergeschlungen wird, eine Folge des Hungers. — Wir müssen auch da bei den Kindern anfangen, sie immer wieder zu ordentlichem Kauen und Ruhe beim Essen veranlassen. Ungemessene Mengen wertvoller Nahrungstoffe gehen unausgenutzt ab. Manche Magenikmergen haben darin ihre Ursache, daß schlecht gekaute Bissen hinuntergeschluckt werden; das gleiche gilt von dem Gefühl des Druckes und der Bülle. Hier sind die Untersuchungen von Desele zu erwähnen, der auf Grund von Stuhlforschungen bei gut kauenden Personen und sogenannten „Schlingern“ fand, daß 130 gesunde Menschen mit gutem Gebiß infolge der besseren Nahrungsausnutzung von derselben Nahrungsmenge leben können, von der 100 schwächliche Menschen mit schlechtem Gebiß infolge der Nahrungsverschleuderung leben.

Aber auch die Kauarbeit hat ihre Grenzen, auch die Kaumuskeln können ermüden (Rubner). Eine nicht minder wichtige Frage ist die Zubereitung und Aufschlüsselung der Nahrungsmittel. Schon 1869 wies Franz Hofmann nach, daß nach Aufnahme von ganzen, unzerquetschten Linfen 47 Proz. mit dem Kot abgingen. Strümpel konnte bei Aufnahme unenthülfter, gekochter Linfen 40 Proz. des eingeführten Stiekstoffs, Prausnitz bei Aufnahme von unzerquetschten, weichgekochten Bohnen 80 Proz. vom Stiekstoff im Kot wiederfinden.

Technik

Eisenwesen. Schon seit langem ist der wissenschaftlichen Chemie der leimartige Zustand vieler Metalle, namentlich des Goldes und des Kupfers bekannt, und die Praxis hat daraus mannigfachen Nutzen gezogen. Nun berichtet E. Acker mann in der „Zeitschrift für Kolloidchemie“ über neue Versuche mit kolloidalem Eisen, im besonderen über Eisenrost, die zu den merkwürdigsten Einsichten geführt haben. Wenn man Eisenrost in den ersten Stadien seines Entstehens unter dem Mikroskop beobachtet, sieht man, wie sich zunächst winzige Fädchen ausbilden, die oft in Tropfen zerfallen oder in Ketten von kleinen Gebilden, die dann täuschend einem zelligen Gebilde ähnlich sehen. In anderen Fällen bildet sich an ihrer Oberfläche eine Art Haut, in ihrem Inneren dagegen ein Herd, wodurch die Ähnlichkeit mit organischen Zellen noch größer wird. Nicht genug daran, diese „Eisenzellen“ führen auch Bewegungen aus, vereinigen sich miteinander und fließen zu größeren Gebilden zusammen.

Diese Tatsachen, die verraten, daß sich auch in den Metallen wenigstens ein Teil der Gesetzmäßigkeiten äußert, denen auch der Mechanismus des Lebensstoffes unterliegt, sind an sich merkwürdig genug, stellen aber doch keine unerhörte Neuigkeit dar, da man ja in den sogenannten „flüssigen Kristallen“ schon seit längerem ganz entsprechendes, sogar Wachstum, Wiederherstellung nach Verletzungen und Stoffwechsel beobachtet hat.

Neu ist nur, daß gerade das Eisen, dessen sehr nahe Beziehungen zum Lebensstoff bekannt sind — man denke nur an das Verhältnis von Eisen und Blut — sich ähnlich verhält, namentlich, da es Eisenbakterien gibt, die diesen im Laboratorium künstlich erzeugten Eisenwesen auf das täuschendste ähnlich sehen. Zu diesen Eisenbakterien gehört z. B. der bekannte Brunnenfaden, der den Männern der Praxis zur Genüge, ja zum Ueberdruß bekannt ist, durch die Hartnäckigkeit, mit der eiserne Wasserleitungsrohre durch sein Ueberwuchern verstopft werden. Diese Brunnenfäden lagern in ihrer Haut Eisenrost so dicht ein, daß sie sich allmählich in wahre Eisenrostfäden nach Art der Acker mann'schen Rostwesen verwandeln. Auch in Sümpfen und am Grunde von Seen leben Eisenbakterien Massenhaft; sie sind es, die durch die Rosteinsagerungen in ihrer Hülle dort das Raseneisenerz, b. h. eines der wichtigsten Eisenerze bilden, das namentlich in früherer Zeit so ziemlich die alleinige Quelle für die gesamte Eisenfabrikation bildete.

Wenn man nun aus Eisen gewissermaßen Uebergänge zu diesen Eisenbakterien entstehen sieht, ist das eine Tatsache, die für alle Techniker der Eisenindustrie von Belang ist und daher gehören die Acker mann'schen Untersuchungen zu den naturwissenschaftlichen Fortschritten der jüngsten Zeit, an die man auch Hoffnungen in praktischer Hinsicht knüpfen kann.

Wenn sich der gebildete Mensch bei Kunst und Poesie der Vergangenheit zum Mahle setzt, wird er die schöne Illusion, daß jene glücklich gewesen, als sie dies Große schufen, nie völlig von sich abwehren können oder wollen. Jene freilich retteten nur mit großen Opfern das Ideale ihrer Zeiten und kämpften im täglichen Leben den Kampf, den wir alle kämpfen. Ihre Schöpfungen sehen nur für uns aus wie gerettete und aufgeparierte Jugend.

Jakob Burckhardt